

# Zur Erforschung der Volksmedizin in den Ostalpen

Autor(en): **Grabner, Elfriede**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **57 (1961)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-115545>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zur Erforschung der Volksmedizin in den Ostalpen

Von *Elfriede Grabner*, Graz

Die Volksmedizin war bisher ein Stiefkind der volkskundlichen Forschung. In den volkskundlichen Sammelwerken wird sie meist nebensächlich behandelt. So ist ihr zum Beispiel in Adolf Bachs «Deutscher Volkskunde», die 1960 in 3. Auflage herauskam, nicht einmal eine volle Seite eingeräumt. Schon ein Blick in den letzten Band der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie<sup>1</sup> für die Jahre 1952–1954 gibt ein eindeutiges Bild. Auf knappe acht Seiten zusammengedrängt, befinden sich unter den 156 aufgezählten volksmedizinischen Arbeiten nur 47 deutschsprachige, von denen sich wieder nur ein ganz geringer Teil auf unseren Ostalpenraum beziehen. Für meine steirische Heimat, die ich hier besonders im Auge habe, ist seit Viktor Fossels «Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark»<sup>2</sup>, mit Ausnahme vereinzelter kleiner Studien, nichts mehr in dieser Richtung gearbeitet worden. Die Blüte der Volksmedizin liegt für den gesamtdeutschen Raum im ausgehenden 19. Jahrhundert. Es waren fast ausschliesslich Ärzte, die um diese Zeit die Volksmedizin als besonderes Forschungsgebiet der Volkskunde herausgehoben haben. Die grundlegenden Studien über die bayerische Volksmedizin verdanken wir dem Tölzer Badesarzt Max Höfler, der ungefähr 200 volkskundliche Arbeiten geschrieben hat. Das umfassende Werk «Vergleichende Volksmedizin» stammt von den Wiener Ärzten Hovorka und Kronfeld<sup>3</sup>. Der Hamburger Augenspezialist Seligmann hat ein ganzes Leben dem Studium des Abwehrzaubers und der Amulette gewidmet und der Steirer Viktor Fossel war Bezirksarzt und Sanitätsrat in Graz. An weiteren volksmedizinischen Arbeiten vor der Jahrhundertwende sind am bekanntesten Flügel<sup>4</sup> «Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde» – übrigens wieder aus der Feder eines Arztes –, Bucks<sup>5</sup> «Medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben», Lammerts<sup>6</sup> «Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Bayern», um nur einige zu nennen.

<sup>1</sup> Internationale Volkskundliche Bibliographie 1952–1954 (Basel 1959) 424 ff.

<sup>2</sup> V. Fossel, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark (Graz, 2. Aufl. 1886).

<sup>3</sup> O. Hovorka-A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, 2 Bd. (Stuttgart 1908/09).

<sup>4</sup> Flügel, Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde (München 1863).

<sup>5</sup> M. R. Buck, Medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben (Ravensburg 1865).

<sup>6</sup> G. Lammert, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Bayern und den angrenzenden Bezirken, begründet auf die Geschichte der Medizin und Kultur (Würzburg 1869).

H. Marzell hat sich besonders von der Botanik her der Volksmedizin genähert und G. Jungbauer<sup>7</sup> gab 1934 in seiner «Deutschen Volksmedizin», die er als «Grundriss» bezeichnet, zum erstenmal eine Zusammenfassung volksmedizinischer Praktiken und Vorstellungen von rein volkskundlicher Seite her. Doch dann wird es stiller um das volksmedizinische Forschungsgebiet und es tritt im Laufe des 20. Jahrhunderts allmählich ganz zurück. Der Grund für dieses Zurücktreten mag wohl in der irrigen Meinung liegen, dass man Volksmedizin vielfach nur mit Aberglauben und gesunkenem Kulturgut gleichsetzte und sie dadurch immer mehr aus dem Interesse der Forschung rückte. Erst die neuen Wege von Biologie und Medizin haben vielfach auch wieder so mancher volksmedizinischen Vorstellung zu ihrem Recht verholfen, wenn es sich um altes, wohlerprobtes Wissen, um die heilenden Kräfte der Natur handelt. Es ist auch durchaus kein Zufall, dass eines der modernsten dermatologischen Lehrbücher aus der Feder eines G. A. Rost<sup>8</sup> mit allem Nachdruck auf die Wichtigkeit der Berücksichtigung volksmedizinischer Tradition hinweist. In der Tat handelt es sich bei so manchen volksmedizinisch verwendeten Drogen vielfach um altes, auch in der zünftigen Arzneiwissenschaft früher übliches Heilgut, das im Laufe der letzten Jahrhunderte als wenig wirksam aus den Magazinen der Apotheken ausgeschieden wurde und dann in Vergessenheit geriet. Und nun greift die moderne Heilkunde wieder auf so manches Alte zurück und erregt durch diese Feststellungen ungewöhnliches Publikumsinteresse. Es zeigt sich also die Notwendigkeit, auch von volkskundlicher Seite hier nachzuholen, was über ein halbes Jahrhundert lang brach gelegen ist.

Dies ist vor allem für die Steiermark besonders aktuell, da, wie schon erwähnt, seit Fossil kaum etwas in volksmedizinischer Richtung gearbeitet wurde. Noch dazu liegt im Steirischen Volkskundemuseum eine Menge unbearbeitetes Material auf: Ich erwähne hier nur das reichhaltige handschriftliche Material aus dem sogenannten «Ferk-Archiv», die «Unger-Theiss-Collection» oder die drei grossen handschriftlichen Bände des St. Lambrecht Mönches P. Romuald Pramberger, die der Volksmedizin gewidmet sind und speziell steirisches Material beinhalten.

Vor zwei Jahren hat mich nun mein verehrter Lehrer, Professor L. Kretzenbacher, auf dieses gänzlich unbearbeitete Gebiet aufmerksam gemacht, mir zu den vorhandenen Materialien Zugang verschafft und

<sup>7</sup> G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin (Berlin und Leipzig 1934).

<sup>8</sup> G. A. Rost, Lehrbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten. 2. verm. und erw. Aufl. (Berlin, Göttingen, Heidelberg 1948) 8.

mir eine wissenschaftliche Bearbeitung nahegelegt. Ich habe mich nun in den vergangenen Jahren mit diesem volksmedizinischen Material zu beschäftigen begonnen. Als erstes Ergebnis dieser Arbeit liegen einige teils gedruckte, teils noch im Manuskript befindliche Studien vor. Aus ihnen will ich in Kürze wesentliche Punkte herausgreifen, um sie als methodische Beispiele anzuführen. An einem Beispiel aber, das ich etwas ausführlicher behandeln möchte, will ich versuchen, das eigenartige Ineinandergreifen von volkstümlichem und gelehrtem Gedankengut in der Volksmedizin deutlich zu machen.

In einer Studie über Naturärzte und Kurpfuscher in der Steiermark<sup>9</sup> versuchte ich die falsche Meinung zu korrigieren, dass jeder Naturarzt auch ein Pfuscher sein muss. Aus den wahrlich nicht spärlich fließenden Nachrichten geht immer wieder hervor, dass auch die Steiermark sich vieler heilbeflissener Männer und Frauen rühmen konnte. Vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter gingen die ärztlichen Kenntnisse über und noch heute rühmt man den einen oder anderen Wohltäter der Menschheit. Wer kennt in der Steiermark nicht den Namen des «Höllner-Hansl», dessen Ruf weit über die Grenzen seiner weststeirischen Heimat hinausging. Ohne Zweifel besaßen manche dieser «Bauerndoktoren» ausserordentliche Geschicklichkeit, Beinbrüche und Krankheiten zu heilen. Andere wieder scheinen besondere Kenntnisse von Heilkräutern besessen zu haben, deren Geheimnisse sie sorgfältig hüteten und meistens mit ins Grab nahmen.

Freilich, Schulmedizin und Volksmedizin standen sich nie gut. Schon Plinius d. Ä. wendet sich in seiner *Historia Naturalis* gegen den Naturarzt und lehnt ihn entschieden ab<sup>10</sup>. So sah der gelehrte Arzt schon sehr früh in diesen Naturheilern, die für ihn kurzweg nur Kurpfuscher waren, gefährliche Rivalen, die durch abergläubische Mittel und zauberhaftes Gehaben ihr Unwesen trieben. Es kam daher nicht selten zu langwierigen Gerichtsverhandlungen, deren Akte in die Archive wanderten und uns so von der Existenz solcher Heilkünstler unterrichten.

Sehr stark beschäftigt sich das 19. Jahrhundert mit den Heilkünstlern aus dem Volk, wie ja dieses Jahrhundert auch die Blütezeit der volksmedizinischen Forschung hervorbringt. Doch fehlt ihm dabei der kritische Blick, um Naturarzt und Kurpfuscher zu trennen. Nur in den wenigsten Fällen wird der Naturarzt als der aus alten Überliefe-

---

<sup>9</sup> E. Grabner, Naturärzte und Kurpfuscher in der Steiermark, in: Zs. d. Historischen Vereines f. Steiermark 52 (1961) 84–99.

<sup>10</sup> C. Plinius Secundus, *Naturalis Historia*, 29, 8. Hrsg. von K. Mayhoff (Leipzig 1897) Buch XXIII–XXX, 374.

rungen schöpfende Heiler beurteilt. Und da sind es wieder die dem Kreis um Erzherzog Johann nahestehenden Männer, wie der Fohnsdorfer Kameralverwalter Johann Felix Knaffl<sup>11</sup> und der staatsherrschaftliche Beamte Karl Beck<sup>12</sup> aus Rottenmann. Die topographisch-statistische-wirtschaftliche Landesaufnahme der historischen Steiermark, die Erzherzog Johann in den Jahren 1812–1840 durch seinen Joanneumssekretär Johann Göth durchführen liess, beschäftigt sich auch mit unserer Frage. Dieses als «Göth'sche Serie» bekannte Fragebogenwerk, das sich am Steiermärkischen Landesarchiv und nach den volkscundlichen Antworten verzettelt am Steirischen Volkskundemuseum in Graz befindet, bringt unter dem Stichwort «Kurpfuscher» eine Reihe von Stellungnahmen zu diesem Thema. Es sind meist ablehnende Berichte, die sich gegen solche «medizinischen Scharlatane und Quacksalber mit einer derben Dosis Unverschämtheit und homogenen Kram von Worten» wenden und die «ihren alten Systemen getreu, noch immer die privilegierten Mörder bleiben»<sup>13</sup>. Ein gewisser Dr. Dettelbach weiss aus Windischgraz in der ehemaligen Untersteiermark zu berichten, dass die «Unverschämtheit dieses Gesindels» schon so weit ging, dass sich ein «berüchtigter Kurpfuscher» aus dem benachbarten Kärnten anmasste, «wie es gewöhnlich an einem Markttage früher zu geschehen pflegte», in der öffentlichen Apotheke zu Windischgraz mitten unter den Bauern am Schreibtisch zu ordinieren. Der erzürnte Schreiber berichtet dann, wie er den heilbessenden Kärntner mit Hilfe des bezirksamtlichen Dieners aus der Apotheke hinausjagen musste<sup>14</sup>.

Eine ganz andere Einstellung gegenüber den Volksheilkünstlern geht aus einer Nachricht aus dem Jahre 1840 hervor, die aus der Gegend um Deutschlandsberg in der West-Steiermark stammt. Obwohl der Beantworter des Fragebogens auch von Pfuschern und Quacksalbern spricht, die besonders in den Gebirgsgegenden zu finden sind, erkennt er doch die glücklichen Heilerfolge des «Beinarztes» dieser Gegend an, der unter dem Namen «Steinhauern Toni» bekannt sei. Er schreibt: «In Beinbrüchen, Luxationen und in Verletzungen jeder Art wird dieser Mann zu Rathe gezogen. Es gelingen ihm aber auch alle diese Kuren besser als den Wundärzten, die es viel bequemer fin-

---

<sup>11</sup> V. Geramb, Die Knaffl-Handschrift. Eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813 (= Quellen zur Deutschen Volkskunde, 2, Berlin und Leipzig 1928) 32.

<sup>12</sup> Hsl. Ferk-Archiv am Steirischen Volkskundemuseum (StVKM), Schubert 28, nach Göth'scher Serie (GS.), msc. Rottenmann 1811, Steiermärkisches Landesarchiv (StLA).

<sup>13</sup> GS. XIII, Arnfels 1840, StVKM.

<sup>14</sup> GS. XIII, Windischgraz 1842, StVKM.

den, sich durchgehends nur mit innerlichen Krankheiten zu beschäftigen»<sup>15</sup>.

Vielfach waren es Ärzte, die gegen die Naturheiler zu Felde zogen. Mathias Macher, k. k. Bezirks- und Gerichtsarzt zu Stainz in der Weststeiermark, sieht in ihnen nur das negative Pfuschertum<sup>16</sup>. Selbst der schon erwähnte V. Fossil, ebenfalls Arzt, findet zum Naturarztwesen keinen volkskundlichen Zugang. Der Naturarzt ist für ihn «der Pfüschler von Profession», der mit «dem ganzen Zauber des Magiers und Adepten» in ehrfürchtiger Verborgenheit lebt. «Gleich allem Unkraute ist auch seine Existenz schwer zu vernichten»<sup>17</sup>. Heute ist es natürlich schwer, hier zwischen wirklichem Wissen und Pfuschertum zu scheiden. Aber es wäre grundfalsch, wollte man alle steirischen Naturärzte als «Kurpfuschler» abtun. Sicherlich gab es viele unter ihnen, die diesen Namen mit Recht verdienen. Aber es gab auch zu allen Zeiten wirklich heilkundige Menschen, die um die Geheimnisse der Natur Bescheid wussten und sie in den Dienst der Menschheit stellten.

Ein interessantes und wenig bearbeitetes Kapitel der Volksmedizin stellen die volkstümlichen Krankheitsvorstellungen dar, die vielfach bis in unsere Tage noch weiterwirken. Dazu gehören auch die Fiebertvorstellungen die ich in einer eigenen Studie, vor allem für die Steiermark, festzuhalten versuchte<sup>18</sup>. So hat sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die eigenartige Vorstellung erhalten, wonach es 72, 77 oder 99 Fieber gibt, die den Menschen bedrängen. Um diese Fieber los zu werden, wendet man die verschiedensten Beschwörungs- und Segensformeln an. So ging man zum Beispiel im obersteirischen Donnersbach vor Sonnenaufgang zu einem Nussbaum, schnitt ein Stückchen aus der Rinde und legte einen Zettel mit den Worten: «Nussbaum, ich komme zu dir, nimm die 77erlei Fieber von mir» hinein. Dann legte man die Rinde wieder darüber, damit sie verwachse<sup>19</sup>. Gegen diese Fieber aber gibt es ebensoviele Arzneien. Als bestes Fiebermittel gilt der Wegerich, denn er hat nach dem Volksglauben 72, 77 oder 99 Wurzeln. Hier also neben dem rein Magischen das Naturheilmittel, wie ja auch die vielen Fieberteas gerne verwendet werden, die heute noch in grossem Ansehen stehen. So besitzt auch die Weide, die in der

<sup>15</sup> GS. XIII, Deutschlandsberg, um 1840, StVKM.

<sup>16</sup> M. Macher, Medizinisch-statistische Topografie des Herzogtumes Steiermark (Graz 1860) 191.

<sup>17</sup> V. Fossil (wie Anm. 2) 32 ff.

<sup>18</sup> E. Grabner, Volkstümliche Fiebertvorstellungen. Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin, in: Österr. Zs. f. Volkskunde, NS. 15 (1961) 81 ff.

<sup>19</sup> Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Schubert 28.

volkstümlichen Fiebervorstellung allerdings eine mit mystischem Zauber verquickte Rolle spielt, tatsächlich in ihrer Rinde einen fieberwidrigen Stoff, der auch von der Pharmakologie erkannt und genutzt wurde<sup>20</sup>.

Bei den Zahlen 72, 77 und 99, die in den volkstümlichen Fiebervorstellungen wohl das Übermass der Krankheit zum Ausdruck bringen sollen, handelt es sich um grosse kulturhistorisch begründete Traditionen. Sie werden bis heute – wenngleich auch oft unbewusst – im Volksleben weitergetragen. Und dies nicht nur in der magischen Volksmedizin, sondern auch in Märchen und Legende, in Redensart und Zauberspruch<sup>21</sup>.

Dies genügt wohl, um das Charakteristische der volkstümlichen Fiebervorstellungen festzuhalten. Das Fieber – oft in der mystischen Form der 72, 77 oder 99 Fieber – überfällt den Menschen als ein böses, unsichtbares, zuweilen auch sichtbares Wesen, als Dämon, der es verursacht. Es soll durch magische Handlungen beschworen und vertrieben werden. Hier nun mischen sich alte Heilerfahrungen mit verworrenen, abergläubischen Praktiken zur untrennbaren Einheit. Altüberlieferte Vorstellungen von heiligen Zahlen, Beschwörungs- und Segensformeln, Magie und Heilzauber wirkten neben echtem Wissen um die Heilkräfte der Natur durch die Jahrhunderte weiter.

Weitaus bekannter ist der «Wurm» als Krankheitsvorstellung<sup>22</sup>. Vor nicht allzulanger Zeit glaubte man auch noch in der Steiermark, dass verschiedene Krankheiten und krankhafte Erscheinungen durch einen Wurm verursacht werden. Den sogenannten «Herzkrampf» – wobei es sich allerdings um einen plötzlichen Anfall eines Magenkrampfes handelt – schrieb man einem solchen Wurm, der am Herzen nagt, zu. Der volkstümlichen Bezeichnung «Herzwurm» liegt also eine irrtümliche anatomische Auffassung zugrunde, wobei die Magen-grube als Herzgrube bezeichnet wird und man von Herzweh spricht, wo man eigentlich über Magenschmerz klagen sollte. Das Wasserbrechen oder saure Aufstossen schrieb man diesem «Herzwurm» zu, der durch seine Bewegung und Ausscheidung diese Erscheinungen hervorrief.

Mit süßen und scharfen Dingen versuchte man diesen Wurm anzulocken und zu vernichten. Ganz energisch rückte man ihm in Tirol

---

<sup>20</sup> C. Posner, Volkstümliche Mittel in der modernen Medizin, in: Zs. f. Volkskunde 23 (1913) 376.

<sup>21</sup> L. Kretzenbacher, Die heilige Rundzahl 72, in: Blätter f. Heimatkunde 26 (1952) 11 ff.

<sup>22</sup> E. Grabner, Der «Wurm» als Krankheitsvorstellung. Süddeutsche und südost-europäische Beiträge zur allgemeinen Volksmedizin (im Manuskript).

zu Leibe, wie uns ein altes Rezept davon berichtet: «Schneid ein Rattich, salz ihn, bis er wasserig wird und iß ihn dann morgens niechter. Dieser Wurmb fürcht nicht so sehr, als den Rattich»<sup>23</sup>.

Diese Vorstellung vom Herzwurm ist aber durchaus nicht nur im Volke üblich gewesen. Auch die medizinische Wissenschaft glaubte früher an die Existenz von krankheitserregenden Würmern. In einem eigenen «Tractatus de corde»<sup>24</sup>, der 1728 in 6. Auflage in Leyden in Holland erschien und den englischen Arzt Richard Lower zum Verfasser hat, werden «Herzwürmer» als Krankheitsursache angenommen. Einerseits glaubt Lower, das Herz könne von zu reichlicher Flüssigkeitsansammlung im Herzbeutel zusammengedrückt und in seiner Bewegungsfreiheit beschränkt werden. Andererseits aber spricht er auch davon, dass bestimmte Würmer, welche sich im Herzbeutel befinden, das Herz beeinflussen können. Durch ihr Nagen rufen sie Zittern, Angstgefühle, Pulsunregelmässigkeiten, ja sogar Ohnmachten hervor.

Eine andere Wurmvorstellung, nämlich die Vorstellung, dass kleine Würmer in den Zähnen den Zahnschmerz verursachen, hat sich bis in unsere Gegenwart erhalten. Noch im Jahre 1944 lebte in Kitzeck, im südsteirischen Weinland, der alte Valentin Fischer, der ein sonderbares Verfahren gegen Zahnschmerzen ausübte. Nach seiner Meinung kam das Zahnweh von kleinen Würmern, die den Zahn von innen her ausfressen. Um diese Würmer «auszurauchen» wandte er folgende Behandlungsmethode an: Der Patient musste den offenen Mund über ein flaschenartiges Tongefäß halten, das keinen Boden besass, wohl aber an der Seite mit einer runden Öffnung versehen war. Dieses Gefäß wurde nun auf zwei Späne über eine Schüssel mit Wasser gestellt. Durch die seitliche Öffnung führte nun Fischer einen besonders geformten schmiedeeisernen Löffel ein, der erhitzt wurde und auf dem sich vier Kugeln aus einer Mischung von gelbem Bienenwachs, Zwiebelsamen, Schlangenbalg und spanischem Wurmsamen (Rainfarn) befanden. Der Rauch stieg nun durch den Flaschenhals, um dessen oberes Ende ein sauberes Tüchlein gebunden war. Durch diesen entstandenen Rauch kamen nach der Meinung Fischers die «weissen Würmer» aus dem schmerzenden Zahn heraus, «jeder mit an roaten Köpferl» und fielen in das Wasser<sup>25</sup>.

<sup>23</sup> A. Lieber, Die Volksmedizin in Deutschtirol, in: Zs. des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 17 (1886) 224.

<sup>24</sup> R. Lower, Tractatus de corde. Editio Sexta (Lugduni Batavorum/Leyden 1728) 110f.

<sup>25</sup> Mitteilung an das Steirische Volkskundemuseum vom 4. Juni 1944.



Die Annahme, dass Zahnschmerzen von einem im Zahn lebenden und nagenden Wurm verursacht werden, gehört zu den ältesten medizinischen Vorstellungen der Menschheit. Die älteste bekannte Überlieferung vom Zahnwurm findet sich in einem assyrisch-babylonischen Keilschrifttext<sup>26</sup>. In späteren Belegen findet sich der Zahnwurmglaube über die ganze Erde verstreut. In den ägyptischen Papyri, wie in den indischen Veden können wir diese Vorstellung verfolgen<sup>27</sup>.

Der Glaube an den Zahnwurm behauptet sich in der gesamten mittelalterlichen Medizin. Erst der grosse französische Arzt Pierre Fauchard führte 1728 mit seiner Abhandlung über Zahnerkrankungen die Zahnwurmtheorie ad absurdum und erklärte die Entstehung der Karies in exakt wissenschaftlicher Weise<sup>28</sup>. In der Volksmedizin aber hat sich, wie man es aus dem steirischen Beispiel deutlich ersehen konnte, der Zahnwurmglaube bis in unsere Gegenwart erhalten.

Ein besonderes Augenmerk wird in der Volksmedizin den Kinderkrankheiten zugewendet, auch wenn es sich um verhältnismässig harmlose Erscheinungen, wie z. B. um das sogenannte «Nachtweinen» oder «Nachtgeschrei» handelt<sup>29</sup>. Die Lehrbücher der Medizin bezeichnen diese Krankheit mit dem Fachausdruck «pavor nocturnus» und zählen sie zu den kindlichen Neurosen. Man versteht darunter das nächtliche Aufschrecken und Aufschreien der Kinder, das mit wirren Angstvorstellungen und oft stundenlangem Wachsein verbunden ist. Die Gründe für diese dem Alpdrücken vergleichbaren Anfälle führt die medizinische Wissenschaft auf somatische Ursachen zurück, auf beengte Kleidungsstücke, gefüllten Magen, volle Blase, vielleicht gelegentlich einmal auf Darmschmarotzer, besonders häufig aber auf Respirationshindernisse, chronischen Schnupfen und namentlich auf Vergrößerungen der Tonsillen und der Rachenmandeln<sup>30</sup>.

In der volksmedizinischen Vorstellung aber erblickt man die Ursache in dämonischen und ungerechten Einflüssen, die das Kind beunruhigen, erschrecken und zum Weinen veranlassen. So ist das Nachtweinen unausbleiblich, wenn das Mondlicht in die Kinderstube fällt oder die Windeln dem Mondlicht ausgesetzt werden. Im steirischen

<sup>26</sup> H. Kobusch, Der Zahnwurmglaube in der deutschen Volksmedizin der letzten zwei Jahrhunderte. Diss. Frankfurt a. Main 1955, 7.

<sup>27</sup> A. Kuhn, Indische und germanische Segenssprüche, in: Zs. f. vergl. Sprachforschung 13 (1864) 150.

<sup>28</sup> H. Kobusch (wie Anm. 26) 11.

<sup>29</sup> E. Grabner, «Das Nachtweinen». Eine kindliche Neurose in Volksmedizin und Volksglaube des Südostalpenraumes (im Manuskript).

<sup>30</sup> Lust-Pfaundler-Husler, Krankheiten des Kindesalters (München-Berlin, 21. Aufl. 1959) 315 f.

Salzkammergut bringt man dem Kinde das Nachtweinen, wenn man in die Kinderstube tritt und sofort das Kleine ansieht, statt die Aufmerksamkeit vorher auf andere Dinge zu lenken<sup>31</sup>. Vielfach stellt man sich die Ursache des Nachtweinens auch als dämonisches Wesen vor, das man durch verschiedene Opfergaben beschwichtigen muss. In Mitterndorf bei Aussee musste die Mutter des Kindes abends beim Gebetläuten Hafer in ihre Schürze geben, darüber das Kind halten und sprechen: «Du Nachtmutter, gib dein Roß ein Futter, daß dein Kind schreit und meines schweigt.» Dabei warf sie jedesmal eine Handvoll Hafer zum Fenster hinaus<sup>32</sup>. Schon 1412 beschreibt Hans Vintler in seinen «Pluemen der Tugent» das Nachtweinen und die damals übliche Behandlungsweise. Auch hier wird die nächtliche Unruhe des Kindes, das «Nachtgeschrei», als Person gedacht, die durch magische Beschwörung gebannt werden soll<sup>33</sup>. Daneben aber sollten verschiedene Beräucherungen den verlorenen Schlaf wiederbringen. Ein nicht ungefährliches Schlafmittel, das schon viel Unheil angerichtet hat, sind die verschiedenen Mohnsäfte, die den Kindern als Schlaftrunk gereicht werden. Die im Mohn enthaltene Opiummenge ist gross genug, um kleine Kinder in einen Betäubungsschlummer zu versetzen. Die verschiedenen Produkte pflanzlicher und tierischer Natur, die man dem Kinde in die Wiege legte, sollten wohl durch ihren Geruch eine gewisse Betäubung hervorrufen und ein Einschlafen bewirken.

Hier mischt sich also wieder wirkliches Wissen um altüberlieferte Naturheilmittel mit magischen und abergläubischen Vorstellungen. Sie sollen den bösen Dämon vertreiben und ruhigen, gesunden Schlaf bringen. Denn Angst und Schrecken können für das junge Leben dauernde Spuren hinterlassen. Dies wusste auch der Volksmensch, dem der Begriff «Neurose» zwar unbekannt war, der aber diese Krankheit auf seine Weise zu heilen versuchte.

Eine eigene Vorstellung rankt sich um die Ursache und Entstehung der Apoplexie (Gehirnschlag)<sup>34</sup>. Das steirische, meist handschriftliche Material gibt darüber übereinstimmend Auskunft. Drei Blutstropfen sind es, die im Kopfe des Menschen aufgehängt sind. Fällt der rechte von ihnen, so ist der Mensch rechtsseitig gelähmt, fällt der linke, so tritt

<sup>31</sup> V. Fossel (wie Anm. 2) 77.

<sup>32</sup> V. Fossel (wie Anm. 2) 77.

<sup>33</sup> H. Vintler, Die Pluemen der Tugent. Hrsg. von I. v. Zingerle (Innsbruck 1874 = Ältere tirolische Dichter) I. Bd., 267, Vers 7963–7973.

<sup>34</sup> E. Grabner, Die drei schwebenden Blutstropfen im Kopfe des Menschen. Von Ursache und Entstehung der Apoplexie in der Volksmedizin: Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1961 (im Erscheinen).

eine Lähmung der linken Körperhälfte ein; fällt aber der mittlere Blutstropfen herab, so gehts dem Kranken ans Leben<sup>35</sup>.

Dieses Herunterfallen der Blutstropfen, dessen Folge nach dem Volksglauben die Apoplexie sein soll, nannten die Ärzte früher einmal das «Gutt», wogegen die Paralysis, der lähmende Schlag, der «Tropf» hiess. Beide Bezeichnungen bedeuten eigentlich ein und dasselbe und leiten sich vom lateinischen «gutta sanguinis» her. Während man in früherer Zeit sicherlich einen Krankheitsdämon als Ursache des Schlagges angenommen hat, muss doch schon bald die Erkenntnis vom Zusammenhang mit dem Hirn zur althochdeutschen Bezeichnung «tropho» geführt haben. Denn das mhd. «tropfe», das eine besondere Anschauung über die Ursache der Apoplexie verrät, ist seit dem 12. Jahrhundert durch das ahd. «tropho» bezeugt. Seit dem 12. Jahrhundert verbindet sich mit der personifizierten Krankheit «Tropho» immer häufiger die Vorstellung vom fallenden Tropfen, der die Apoplexie verursacht<sup>36</sup>. Diese Meinung ist das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Tage lebendig geblieben.

Die Bezeichnung «tropho» oder «tropfe» sind aber nicht aus volksmässiger Vorstellung entsprungen, sondern sie gehen auf eine dem Hippokrates (466–377 v. Chr.) zugeschriebene und von den späteren Ärzten des Altertums ausgebauten Lehre zurück, die dann allmählich in Laienkreisen gedrungen ist. Danach erklärt man sich die Entstehung von Lähmungen dadurch, dass sich im menschlichen Körper scharfe Säfte (humores) bilden, die dann auf innere Organe des Körpers tropfen und den Lebensgeistern den Durchgang versperren. Nach dieser Lehre der Humoralpathologie geht der erste Tropfen durch den Kopf in die Glieder und verursacht Gicht, der zweite geht ins Gehirn oder Rückenmark und bewirkt Schlagfluss, der dritte Tropfen fällt ins Herz und erzeugt den Herzkrampf<sup>37</sup>. So hat sich, vor allem im Volksglauben des deutschen Südens und Südostens, die bereits von der Humoralpathologie befruchtete Anschauung von den drei Blutstropfen, die im Gehirn aufgehängt sind und deren Herabfallen Lähmung und Tod bringen, ausgeweitet und erhalten. Ein anschauliches Beispiel für das zähe Beharren einer eigenartigen Vorstellung in Volksmedizin und Volksglauben.

In einer kleinen Studie über seltsame Heilmittel in der Volksmedi-

---

<sup>35</sup> Hsl. Ferk-Archiv am StVKM. R. Pramberger, Volksmedizin I, Handschriftband (geschrieben 1920) 11, im Archiv des StVKM.

<sup>36</sup> K. Bartsch, Alt- und mittelhochdeutsches aus Engelberg, in: *Germania* 18 (1873) 46.

<sup>37</sup> O. A. Erich-R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl. (Stuttgart 1955) 771.

zin<sup>38</sup>, habe ich versucht, von einem lokalen Schauermärlein ausgehend, das sich um die Verwertung menschlicher Leichen durch ein Grazer Ordensspital rankt, die tatsächliche Verwendung menschlicher Produkte als Heilmittel zu beleuchten. Besondere Kräfte schrieb man dem Fett zu, das angeblich aus den Körpern Gehängter gewonnen sein sollte und das man als «Armensünder-Fett» oder als «Menschenschmalz» selbst in den Apotheken abgab. Besonders aus dem 16. und 17. Jahrhundert haben wir zahlreiche steirische Belege für dieses seltsame Heilmittel. Man verwendete es meist als Beigabe zu Salben für Knochenbrüche, für Lähmungen und Verletzungen, ja sogar als Mittel gegen Kopfläuse. Noch im 19. Jahrhundert führt fast jede Apotheke dieses vielbegehrte Mittel, obwohl man dafür längst schon Schweineschmalz oder andere tierische Fette abgab. Daneben konnte man früher in den Apotheken noch ein sonderbares Heilmittel bekommen, das die Vorstellung von der Verwertung menschlicher Leichen durch Apotheken sicherlich nur bestärkt hat. Es handelt sich dabei um sogenannte «ägyptische Mumie» (*Mumia vera aegyptiaca*), die in den österreichischen Apotheken noch 1834 offizinell war. Man verwendete sie als beliebtes Mittel für Menschen und Vieh, besonders gegen das «Schwinden», womit man nicht so sehr eine Organkrankheit, sondern vielmehr das Schwinden von Muskel- und Fettpartien oder auch eine fortschreitende Blutarmut verstand. In solchen Fällen wurde gerne – noch bis in das 20. Jahrhundert herein – längere Zeit hindurch gepulverte «Mumie» messerspitzenweise gegeben.

Hier aber möchte ich innehalten und dieser knappen Zusammenfassung einiger volksmedizinischer Arbeiten, die ich hier freilich nur kurz umreißen konnte, ein ausführlicher behandeltes Beispiel<sup>39</sup> folgen lassen. Es soll das Auf- und Abwogen von volkstümlichem und gelehrtem Gedankengut, das Ineinanderfließen und Durchdringen desselben, auch für die Volksmedizin besonders deutlich machen.

«Nix is guat für die Augen» heisst eine noch heute häufig in den österreichischen Alpenländern gebrauchte Redensart, die man oft als Rückantwort erhält, wenn man irgendeine Frage mit «nichts» beantwortet. Man könnte hier nun ohne genauere Untersuchung meinen, dass es sich nur um eine spielerische Abwandlung eines Volkswitzes handle, aber schon die erweiterte Redensart «Nichts ist gut für die

<sup>38</sup> E. Grabner, «Menschenfett» und «Mumie» als Heilmittel. Volksmedizin, Volksglaube und Schauermärlein um die medizinische Verwertung menschlicher Leichen, in: Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer Nr. 64 (Graz 1961) 4.

<sup>39</sup> E. Grabner, «Nichts ist gut für die Augen». Heilchemie, Volksmedizin und Redensart um das «Augennix», in: Carinthia I, 151 (1961, im Erscheinen).

Augen, aber nicht für den Magen»<sup>40</sup> lässt aufhorchen und hier an ein volkstümliches Heilmittel denken. In der Tat handelt es sich hierbei wirklich um ein solches, das früher einmal stark im Gebrauch stand. Als weisses «Augennix» und als «Nix-Salbe» wurde es in den Apotheken häufig verlangt. Was hat es nun mit diesem «Nix» für eine Bewandnis, wie kam es zu diesem Namen und was für eine Rolle spielt es in der Volksmedizin?

Jeder Apotheker und jeder Landarzt weiss heute, dass es sich bei diesem geheimnisvollen «Nix» um Zinkoxyd oder um schwefelsaures Zink handelt. Dieses Mittel steht also auch heute noch in der Heilkunde im Gebrauch, denn Spuren schwefelsauren Zinkes verordnet die moderne Therapie häufig in starken Verdünnungen (etwa 1:100) als Augenwasser. Ähnlich enthält die Nixsalbe (Unguentum Zinci) Zinkoxyd<sup>41</sup>.

Die Entstehung dieses sonderbaren Namens führt man einerseits auf die Alchimisten zurück, die oxydiertes Zink als «Nix alba», als weissen Schnee, von lat. nix – nivis, bezeichneten, weil es beim Erhitzen zu einem weissen Pulver verbrannte und in leichten Flocken herabfiel<sup>42</sup>. Andererseits aber sollen es Bergleute gewesen sein, die die metallischen Abscheidungen der Zinkerze mit «nix» bezeichneten, da es sich als weisses, flockiges, in der Luft herumfliegendes Pulver darstellt<sup>43</sup>. Das Volk aber erklärte sich diesen lateinischen Namen auf seine Art mit Nix = nichts, eine Vorstellung, die es in einer solchen flüchtigen, kaum fassbaren Substanz nur bestätigt sah. Als man dann die medizinische Wirkung dieser Ausscheidung erkannte, übersetzten die Apotheker das nach ihrer Meinung volkstümliche Wort «nix» wieder ins Lateinische mit «nihil» und nahmen es als «nihilum album» in ihre Arzneibücher auf. So wurde also das ohnehin schon lateinische Wort nix = Schnee, das im Volke allerdings als «nichts» gedeutet wurde, nochmals mit der Bedeutung für das deutsche nichts, mit nihil, übersetzt. Eine eigenartige und beinahe heitere Geschichte eines Wortes!

Auch die Bezeichnung «Lanae philosophorum», Wolle der Philosophen, war für diese fliegende Substanz, die sich beim Erhitzen von Zinkerzen als weisser Niederschlag an den Gefässwänden festsetzte

<sup>40</sup> W. Lohrengel, Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten (Clausthal 1860) 22. – W. Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen (Leipzig 1861) 341. – K. F. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon, 3. Bd. (Leipzig 1873) Sp. 1017. – F. Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde (= Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, 4. Bd., 3. Teil; München 1922) 118 f.

<sup>41</sup> J. Arends, Volkstümliche Namen der Arzneimittel, Drogen, Heilkräuter und Chemikalien. 14. Aufl. (Berlin, Göttingen, Heidelberg 1958) 267.

<sup>42</sup> Hwb. dt. Aberggl. 6, Sp. 1069.

<sup>43</sup> F. Seiler (wie Anm. 40) 118 f.

und dann als feiner Staub herunterfiel, gebräuchlich. Diese formlose, nicht greifbare Masse dürfte ihr wohl bei den Spöttern der Alchimisten die Bezeichnung «Wolle der Philosophen» eingetragen haben, ebenso wie das Volk dafür den Namen «Nichts» prägte. Diese Bezeichnung ging dann sekundär auch auf das chemisch sehr nahe stehende Mineral «Galmei» über<sup>44</sup>.

Adam Lonicer, der eigentlich Eucharius Rößlins hiess, sagt 1564 schon in seinem «Kreuterbuch» von diesem «Nichts», dass es «ausgelöschte Asche von Metallen sei» und bezeichnet es als «Galmeiflug». Dies wieder geht darauf zurück, dass das kohlen-saure Zinkoxyd, das die Alten «Cadmea» oder als Mineral Galmei nannten, bei starker Erhitzung sich ebenfalls zu nihilum album verwandelt<sup>45</sup>.

Im sogenannten «Steinbuch des Aristoteles», bei dem es sich um eine Übersetzung aus dem Arabischen handelt, die dem griechischen Philosophen Aristoteles zugeschrieben wird, wohl aber erst dem 9. Jahrhundert nach Christus angehört, findet Kadmium schon als Augenheilmittel Erwähnung. Es heisst dort, dass dieses Mineral nützlich bei Augenschmerzen sei, die weisse Trübung derselben beseitige und auch tiefenden Augen Heilung bringe<sup>46</sup>. Schon Lonicer rühmt 1564 dieses Mineral, das er «Nichts» nennt, als Mittel gegen Augenflüsse und hitzige Blattern der Augen. Auch kennt er bereits unsere Redensart, von der wir ausgingen, wenn er sagt: «daher man pflegt zu sagen: Nichts ist zu den Augen gut»<sup>47</sup>.

Martin Luther war diese Redensart schon 1535 geläufig, doch hat er die medizinische Bedeutung des Nichts noch kaum verstanden. Er sagt im 2. Kommentar zum Galaterbrief: «Minutißima festuca in oculo, offendit uisum. Hinc Germani dicunt de remedijs oculorum, Nichts ist inn die augen gut»<sup>48</sup>. Luther fügt hier ganz unvermittelt die im Volke gehörte Redensart an seine theologischen Auslegungen, ohne allerdings, wie es scheint, das «Nichts» in seiner Funktion als Augenheilmittel zu erkennen. Diese Lutherstelle wird auch später in den Sprichwörterlexika in ihrer Bedeutung nicht erkannt und in folgender Art zu erklären versucht: «Das kleinste Stäubchen verursacht den Augen schon Unbequemlichkeit; sie ertragen nichts Fremdes»<sup>49</sup>.

<sup>44</sup> G. Kyrle, Ein verschollenes Heilmittel in einer gebräuchlichen Redensart, in: Zs. f. österr. Volkskunde 18 (1912) 187.

<sup>45</sup> Hwb. dt. Abergl. 6, Sp. 1069 f.

<sup>46</sup> J. Ruska, Das Steinbuch des Aristoteles (Heidelberg 1912) 82 f.

<sup>47</sup> Hwb. dt. Abergl. 6, Sp. 1069 f.

<sup>48</sup> In epistolam S. Pavli ad Galatas commentarius, ex praelectione D. Martini Lutheri collectus (Vitebergae 1535) V. Cap., Bltt. 127.

<sup>49</sup> K. F. Wander (wie Anm. 40) Sp. 1017.

In den Arzneibüchern aber ist es bald kein unbekanntes Ding mehr. Wenn wir nun die Verwendung dieses Augenheilmittels weiter verfolgen, so finden wir es 1688 in einem Grazer Arzneibuch wieder<sup>50</sup>. Aber auch als amtliche Bezeichnung wurde das «Nihilum album» bald in den von den staatlichen Sanitätsbehörden herausgegebenen Arzneibüchern aufgenommen. So auch schon in der Österreichischen Pharmacopöe des Jahres 1775<sup>51</sup>. Ebenso allgemein bekannt war das Mittel als «Nichts» oder «Nix» schon einige Jahre später im Volk. Christoph Jakob Mellin berichtet 1791 in seinem Büchlein «Die Hausmittel» darüber: «Nichts ist gut für die Augen, sagt der gemeine Mann, weil man eine Salbe unter diesem Namen in der Apotheke hat, deren Gebrauch aber lieber der Aufsicht eines Kunstverständigen überlassen, als eigenmächtig und wie es oft geht, zur Unzeit angewendet wird»<sup>52</sup>. Unsere Redensart war also um diese Zeit allgemein bekannt und wurde noch von allen richtig verstanden. Die österreichischen Pharmacopöen bringen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts den Namen «Nihilum album» und «weisses Nichts» oder «Augenichts» für Zinkoxyd. Man ersieht also aus dieser Tatsache, dass die volkstümliche Bezeichnung für das Zinkoxyd so allgemein war, dass sich auch die staatlichen Stellen veranlasst sahen, diese Bezeichnung in das Arzneibuch aufzunehmen.

Die volkstümliche Bezeichnung «Nichts» oder «Nix» für dieses Augenheilmittel findet sich auch in den meisten Wörterbüchern des 19. und 20. Jahrhunderts. So kennt sie J. Grimms «Wörterbuch»<sup>53</sup>, Schmellers «Bayerisches Wörterbuch»<sup>54</sup>, wie auch Unger-Khull im «Steirischen Wortschatz»<sup>55</sup>. Auch der «Duden» hat in seiner Rechtschreibung diesen Namen aufgenommen und erklärt das «Nicht oder Nichts» als Zinkoxyd<sup>56</sup>. Eigenartigerweise kennt Hovorka-Kronfeld in seiner zweibändigen Volksmedizin diesen Namen nicht, gibt aber wohl ein Augenwasser von «weissem Galizer» an, das ebenfalls der bekannten schwefelsauren Zinklösung entspricht<sup>57</sup>.

Die Redensart vom Nichts, das für die Augen gut ist, findet sich besonders häufig im süddeutschen Raum. So war im bayerischen Frankenthal diese Redensart durchaus geläufig und die Augennixsalbe der

<sup>50</sup> Ein Koch- und Artzney-Buch (Grätz 1688) 121.

<sup>51</sup> G. Kyrle (wie Anm. 44) 187.

<sup>52</sup> Ch. J. Mellin, Die Hausmittel (Gratz 1791) 84.

<sup>53</sup> J. und W. Grimm, Dt. Wb. 7, Sp. 727.

<sup>54</sup> A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, I. Bd. (München 1872) Sp. 1720.

<sup>55</sup> Th. Unger-F. Khull, Steirischer Wortschatz (Graz 1903) 477.

<sup>56</sup> Duden, 14. Aufl. (Mannheim 1958) 474.

<sup>57</sup> O. Hovorka-A. Kronfeld (wie Anm. 3) II, 787.

Apotheker bekannt<sup>58</sup>. In Schlesien hingegen verlangt man das «nische nich» und in Sachsen das «Nichts» oder «Augennichts»<sup>59</sup>. Im Sprichwort lebt die Erinnerung an dieses Heilmittel in ganz Nord- und Mitteleuropa fort. Das schwedische «Intet är godt i ögat, men ondt i magen», das altfriesische «Nönt es bääst ön de Ogen», das jüdisch-deutsche «Nix is gut für die Aaage', aber nit für den Mage'», das italienische «Niente è buon per gli occhi» nehmen ebenso wie das lateinische «Nil bene luminibus servit, male convenit ori» darauf Bezug<sup>60</sup>.

Ebenso wie in der Steiermark war das «Augennix» auch im Kärntner Nachbarland bekannt. Doch soll es dort nach 1860 allmählich aus dem Gebrauch gekommen sein. Eigene Krämer, sogenannte «Nixkroma», zogen hier einst von Haus zu Haus und verkauften neben Kräutern und Sympthiemitteln auch das beliebte Augennichts. Dieses wurde gerne im festen Zustand in Schlüsselform oder auch flüssig, in kleinen bronzenen Büchsen in den Handel gebracht. Besonders Feuchtwangen in Bayern scheint für die Verbreitung dieses Mittels in dieser Form im alpenländischen Raume von grosser Bedeutung gewesen zu sein<sup>61</sup>. Vielleicht findet damit auch die volkstümliche Redensart «A kloans Nixerl in an goldenen Büxerl» ihre Erklärung, die man gerne scherzhaft gebraucht, besonders als Antwort auf die Frage, was man als Andenken von einer Wallfahrt mitbringen werde. Auch das «goldene Nichtschen», das man Kindern neben dem «silbernen Warteinweilchen» mitzubringen verspricht, könnte mit unserem «Augennix» im Zusammenhang stehen.

Dass dieses Mittel aber auch in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg in Kärnten noch immer bekannt war, beweist die Schilderung eines alten Apothekers, der durch vier Jahrzehnte in Oberkärnten tätig war. Er weiss zu berichten, dass «Weisser Nix», dem er die Erklärung: «Weisses Nichts, Nihilum album, Pompholix, ein Karbonat enthaltendes Zinkoxyd» beifügt, als Augenheilmittel vom Oberkärntner Landvolk viel begehrt und wegen seiner Harmlosigkeit in den meisten Apotheken unbedenklich abgegeben wurde. Dieses «Nix» ist nach seiner Meinung «ein solch ehrwürdiges Augenheilmittel, dass sogar alte deutsche Märchen („Nix im Wasserl“)» davon erzählen<sup>62</sup>. In der Tat gibt es auch einige steirische Märchen und Schwänke, die sich

<sup>58</sup> Flügel (wie Anm. 4) 64.

<sup>59</sup> Hwb. dt. Aberggl. 6, Sp. 1069 f. – C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens (Leipzig 1913) 263.

<sup>60</sup> K. F. Wander (wie Anm. 40) Sp. 1017.

<sup>61</sup> J. A. Detoni, Ein volkstümliches Heilmittel in einer gebräuchlichen Redensart, in: Zs. f. österr. Volkskunde 17 (1911) 217 f.

<sup>62</sup> F. Kordon, Bäuerliche Arzneimittel im ostmärkischen Alpengebiet (Wien 1940) 51.



um dieses «Augennix» drehen. Eines davon hat Romuald Pramberger aufgezeichnet<sup>63</sup>.

Dass es sich also bei diesem «Nichts», von dem die Redensart behauptet, dass es gut für die Augen sei, tatsächlich um ein altes, auch heute noch im Gebrauch stehendes Heilmittel handelt, scheint somit klar erwiesen zu sein. So führt der Weg vom heilkräftigen Augenstein des Altertums über ein beliebtes Heilmittel des Mittelalters bis zum volkstümlichen «Augennix» von Vergangenheit und Halbvergangenheit und von da zu einem auch von der modernen Medizin anerkannten und therapeutisch verwendeten Augenheilmittel. Die früheste bis heute bekannte Nachricht über die volkstümliche Bezeichnung «Augennichts» erreicht uns erst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo ein nichtverstandenes lateinisches Wort seine eigenwillige Deutung erfuhr. Dieser gebräuchliche Volksausdruck wurde seinerseits wieder ins Lateinische übertragen und fand Eingang in die gelehrten Arzneibücher der Apotheker. Das Volk aber hielt an seinem «Augennix» fest. So blieb uns Wort, Sinn und Redensart bis in unsere Tage erhalten.

Schon aus diesen wenigen Beispielen kann man also ersehen, dass es sich durchaus lohnt, ein so vernachlässigtes und vergessenes Gebiet, wie die Volksmedizin, wieder neu zu bearbeiten. An Materialien hiezu fehlt es wahrlich nicht! Dass es hier aber noch sehr viel zu tun gibt, geht aus den beleuchteten Problemen und Fragestellungen klar hervor. Doch kann diese Arbeit nicht von einer einzigen Stelle, etwa von der Steiermark allein, getragen werden, sondern sie bedingt Zusammenarbeit, Mitarbeit und Interesse der volkskundlichen, wie auch der medizinischen Forschung, vor allem in unserem Ostalpenraum. Denn nur dann wird es gelingen, das einseitige und zurückgedrängte Bild der Volksmedizin, die man nur allzu gerne mit «gesunkenem Kulturgut» abtun wollte, wieder in neuem Lichte einer wissenschaftlichen Volkskunde zuzuführen.

<sup>63</sup> R. Pramberger, Nix, in: Sankt Klemens Blätter 23 (Wien 1957) 122 f. – M. Mell, Die Nixschwämme. Alpenländisches Märchenbuch (Wien 1946) 131 f. – A. Kieslinger, Die G'schicht vom «Nix», Zeitungsausschnitt o. O. und o. J. im Ferk-Archiv am StVKM. – *Nachtrag*: Die Redensart «Nichts ist gut für die Augen» ist auch im Slovenischen in der Form «Nič je dobro za oči» bekannt. Diese Mitteilung habe ich Herrn M. Matičetov, Ljubljana, zu danken, der mich auch auf die Sammlung von F. Kocbek, Pregovori, prilike in reki (Ljubljana 1887) aufmerksam machte, die auf S. 47 diese Redensart vermerkt.